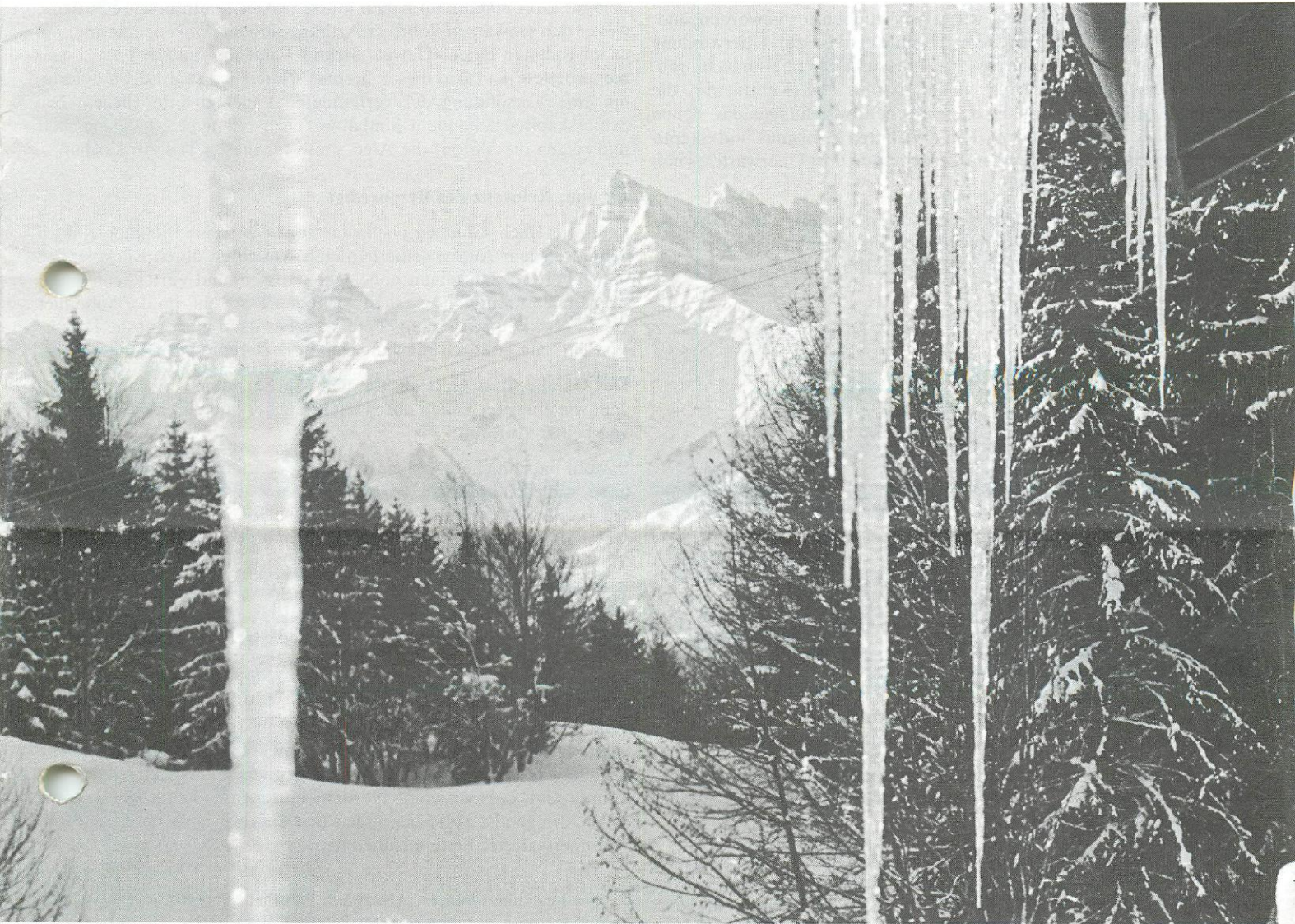


CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

Information

NR. 1
JANUAR 1985
37. JAHRGANG



Perspektiven für 1985 und Erfahrungsberichte

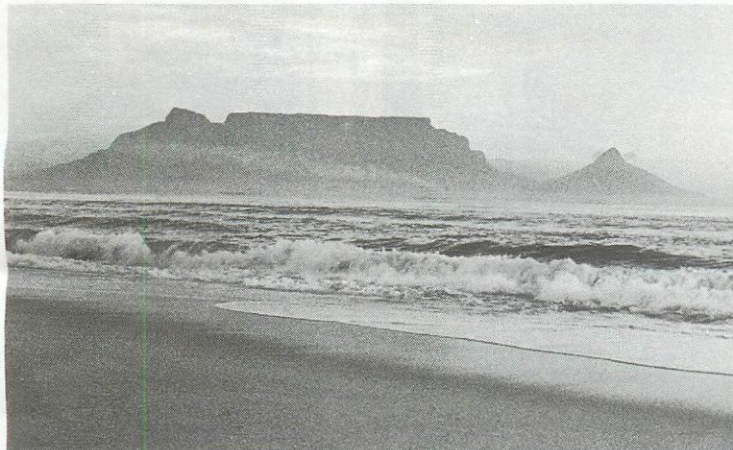
Richmond, Virginia (S.8) China (S.6-7)
Osteuropa (S.4-5) Newcastle, GB (S.3)
Hilfe von unerwarteter Seite (S.2)

Hilfe von unerwarteter Seite

Denken wir zu Jahresbeginn an die Zukunft, so können wir nach Lichtblicken, zukunftssträchtigen Ideen oder Durchbrüchen des Geistes Ausschau halten. Dann können wir Gott und den dafür verantwortlichen Menschen für diese Durchbrüche danken und versuchen, uns mit unseren beschränkten Energien und unserem Denken und Willen so einzusetzen, dass diese Durchbrüche erweitert und vertieft werden.

Wir können auch versuchen, in uns und in anderen herauszufinden, wo und in welcher Beziehung wir selber glaubenslos geworden sind, und dann nach Schritten suchen, die im Glauben zur Überwindung des heute so weitverbreiteten Zynismus und Skeptizismus führen. Zwei neuerschienene Bücher stellen gerade die Kontinente, die Gruppe von Menschen und die menschlichen Beziehungen dar, denen der Europäer heute so oft mit dem erwähnten Zynismus und Skeptizismus begegnet; sie bringen dem Leser gerade dort Unerwartetes und Interessantes.

Beide Bücher haben mit Politikern und ihren Söhnen zu tun. Das eine trägt den Titel «Now I call him brother»¹ (Jetzt nenne ich ihn Bruder), und der Autor ist Alec Smith, der Sohn des früheren Premierministers



Der Tafelberg bei Kapstadt
Südliches Afrika: «Die völlig neue Dimension erfassen...»

von Simbabwe (ehemaliges Rhodesien). Alec Smith ist heute Feldprediger in der Simbabwe-Armee. Natürlich schreibt er auch aus der Sicht des Sohnes eines berühmten Vaters.

Das zweite Buch heisst «Sind wir noch zu retten?»² und beschreibt, wie ein deutscher Bundestagsabgeordneter die brennenden Fragen seines neunzehnjährigen Sohnes beantwortet. Der Autor ist Peter Petersen, seit vielen Jahren Mitglied des Verteidigungsausschusses des bundesdeutschen Parlaments.

In beiden Büchern sind Sohn und Vater durch Welten getrennt. Beide – Sohn und Vater – finden es gar nicht leicht, sich in die Gedanken- und Erfahrungswelt des anderen zu versetzen. In beiden Fällen kommt es aber zu einem radikal offenen Gespräch zwischen den beiden Partnern und zu der Bereitschaft, den Gesichtspunkt des andern, wenn nicht zu akzeptieren, so doch zu respektieren, und schliesslich zur Erkenntnis, dass es aller Gegensätze zum Trotz Aufgaben gibt, die gemeinsam angepackt werden können und müssen.

Afrika: Kein Problem zu gross für Gott

Alec Smith beschreibt in «Now I call him brother»¹ seine Jugend auf der Farm, die Entdeckung, dass er immer als «Sohn seines Vaters» behandelt wird, und seinen Entschluss, anders zu leben als seine Eltern. Dies führt ihn zuerst zur Verfechtung einer progressiv linken Politik. Wieder enttäuscht, versucht er es mit Drogenkonsum und

-schmuggel, und schliesslich kommt er zu einem absoluten persönlichen Tiefpunkt. Völlig unerwartet wird er mit dem lebendigen Christus konfrontiert, und sein Leben verändert sich radikal. «Ich wusste sofort, dass meine christliche Erfahrung eine Realität war und dass ich sie in der Situation, in der ich mich befand, anwenden müsse. «Sicher gibt es kein Problem, das für Gott zu gross ist, und keine Situation, die ausserhalb Christi Wirkungskreis liegt», sagte ich mir. Ich war überzeugt, dass sogar im politischen Chaos, in dem sich Rhodesien damals befand, Gott einen Plan haben müsse.» Alec Smith beschreibt dann, wie er den schwarzen Politiker Arthur Kanodereka kennenlernte, wie er im Rahmen einer «Gewissensrunde» mit ihm und andern zusammenarbeitete und wie dieser Freund schliesslich sein Leben opferte, um eine Versöhnung der verfeindeten Lager zu ermöglichen. Die Schlusskapitel behandeln Simbabwe nach erlangter Unabhängigkeit und zeigen die Vision, die Alec Smith für diesen Teil Afrikas hat.

Europa: Relevanz der Bergpredigt

Petersens Buch «Sind wir noch zu retten?»² ist keine Biographie, doch gelingt es dem Autor, seine heutigen Ansichten durch Rückblenden mit früheren Erfahrungen zu belegen. Aussen- und Verteidigungspolitik nehmen naturgemäss einen wichtigen Platz ein, da der Sohn hier viele Fragen zu stellen hat. Petersen geht dann auch auf die Diskussion ein, wie politisch relevant heute die Bergpredigt sei.

Der Glaube, dass Gott unsere menschliche Natur verwandeln kann, geht wie ein roter Faden durch beide Bücher und durch die Erfahrungen beider Autoren.

Sowohl im südlichen Afrika, das ich in den letzten Monaten besucht habe, wie auch in Indien, wo einige von uns aus Europa die Neujahrstage verbrachten, findet man erstaunlicherweise in viel mehr Menschen als bei uns diesen selben Glauben an die Veränderbarkeit des Menschen. Dass diese Änderung möglich ist, gibt dann auch für beide Kontinente Hoffnung, dass sich die Verhältnisse dort verbessern lassen. Vielleicht stösst man auch in Afrika und Asien rascher an die Grenzen des menschlich Machbaren. Anerkennt man aber – wie dies in unseren Ländern oft der Fall ist – solche Grenzen nicht, ist es eben kaum möglich, die völlig andere Perspektive oder Dimension zu erfassen, die uns von oben angeboten wird. Wir Europäer wissen ja so genau, dass Asien und Afrika dringend unsere Hilfe brauchen. Und wenn es um Geld und Wirtschaftsentwicklung geht, glauben wir ja auch, etwas davon zu verstehen. Eine der neuen Perspektiven für 1985 könnte sein, dass wir vom «Norden» einsehen und zugeben, dass wir selber dringend Hilfe benötigen und dass wir auch bereit sind, sie von unerwarteter Seite anzunehmen.

Pierre Spoerri

¹ «Now I call him brother», Alec Smith, Marshalls Paperbacks, 1984

² «Sind wir noch zu retten?», Peter Petersen, Burg Verlag, Stuttgart, 1985

Wir wünschen unseren Lesern alles Gute für das Jahr 1985!

Fotos: Channer, Maillefer, Spreng, Stauffacher

Caux-Information

Redaktion: Schweiz: Dr. Konrad von Orelli, René Jacot, Marianne Spreng
Deutschland: Heinz Krieg, Annette Wiethüchter, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion: Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—

Postcheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Grafino Grafische Betriebe AG Bern

Minderheiten – Bericht aus Newcastle

Die Beziehungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen sind in vielen Ländern gespannt. In Indien haben die Erklärungen des neuen Premierministers Hoffnung erweckt. Doch, wenn zum Beispiel sein Aufruf für «Harmonie unter den verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Minderheiten» ein Echo haben soll, muss dies im Leben und der Haltung einzelner eine Realität werden. Ein Bericht eines in Grossbritannien wohnenden indischen Hindus kann hier wertvolle Anstösse geben.

Hari Shukla, der Delegierte für interrassische Beziehungen in der englischen Grafschaft Tyne und Wear erzählt, was sich am 31. Oktober 1984 und in den darauffolgenden Tagen in Newcastle zugetragen hat:

Die Nachricht erreichte mich morgens um halb acht: «Indira Gandhi befindet sich in einem kritischen Zustand, nachdem Sikhs, die ihrer persönlichen Garde angehören, auf sie geschossen haben.» Kaum in meinem Büro angekommen, vernahm ich, dass sie ihren Verletzungen erlegen war. Ich selber bin Hindu, und obschon ich nur meine Kindheit in Indien verlebt habe, durchbohrte mich ein heftiger Schmerz, und ich wusste, dass es zahlreichen Angehörigen unserer Gemeinschaft in Newcastle auch so gehen werde.

Ich dachte an die Sikhs, die ebenfalls zu Tausenden in unserer Stadt wohnen: «Werden sie ihrer Freude laut Ausdruck verleihen, wie es anscheinend einige bereits in London und anderswo tun?», fragte ich mich. «Wird es zum Zusammenstoss zwischen den beiden Gemeinschaften kommen, mit allen gefährlichen Folgen für die Einwohner unserer Stadt?»

«Was kann ich für Sie tun?»

Als Delegierter für interrassische Beziehungen musste ich mich aus jeglichem Streit heraushalten und unverzüglich handeln. Ich rief den Sekretär des Bürgermeisters an und sagte: «Wir müssen unbedingt die Verantwortlichen der beiden Volksgruppen zusammenbringen!» «Sie haben freie Hand. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung», antwortete er. Dann erreichte ich den Polizeichef der Grafschaft, Bailey, der sofort sagte: «Ich möchte Ihnen und Ihrer Gemeinschaft mein Mitfühlen ausdrücken. Was kann ich für Sie tun?» Ich sagte auch ihm, wir müssten unbedingt die Vertreter der Sikhs und der Hindus sofort zusammenbringen. «Wann?» wollte er wissen. Ich sagte, ich würde ungefähr zwei Stunden brauchen, um sie zu erreichen. «Kein Problem», meinte er. «Sagen Sie den Leuten, dass ich sie aufbiete. Ich komme auch.»

Jede Minute zählte, und das Telefon lief heiss, bis ich meine Gesprächspartner beisammen hatte. Ein jeder begriff, dass diese Krisenbesprechung dringend war, da sonst bestimmt Unruhen zwischen Hindus und Sikhs in der Stadt ausbrechen würden.

Um 11 Uhr waren wir alle versammelt – mit dem Polizeichef und dem Sekretär des Bürgermeisters. Spannung lag im Raum, aber beide Parteien versprachen, nichts zu unternehmen, was die öffentliche Ordnung stören könnte. Der Polizeichef seinerseits versprach, dass sich seine Leute bemühen würden, Ordnung und Ruhe zu unterstützen.

Wir trennten uns alle sichtlich erleichtert, nicht ohne eine weitere Begegnung zu vereinbaren, denn wir wussten genau, dass uns nur eine kurze Atempause blieb. In der Tat wurden die Nachrichten über Massaker in Indien und Ausschreitungen in London und anderen Städten im Laufe des Tages immer häufiger. Wir waren uns bewusst, dass viel Fingerspitzengefühl nötig sein werde, um bei uns Ähnliches zu verhindern.

Bei der zweiten Besprechung verkündeten die Hindus ihren Entschluss: Sie wollten einen Marsch zum Krematorium der Stadt organisieren, um dort eine Feier durchzuführen, die zur selben Zeit stattfinden sollte wie die Verbrennung der Leiche Indira Gandhis in

Indien. Dies löste heftigen Protest der Sikhs aus. Sie würden eine solche Feier als Provokation ansehen.

Der Polizeichef, der Sekretär des Bürgermeisters und ich suchten nach einem Ausweg. Plötzlich fragte jemand: «Wie wäre es, wenn der «Marsch», in Anbetracht der grossen Distanzen, in Autos durchgeführt würde?» In diesem Fall, beeilte sich der Polizeichef zu versichern, könnten seine Leute den Verkehr besser regeln. Ein weiterer Vorschlag: Anstatt eines einzigen Wagenzugs, der den Verkehr stark behindern würde, könnte man vielleicht eine Sternfahrt organisieren, bei der alle Wagen fast gleichzeitig eintreffen könnten. Dieser originelle Vorschlag stiess bei den Hindus auf Zustimmung. Die Sikhs hatten nichts einzuwenden unter der Bedingung, dass die Hindus das Ereignis nicht zu einer spektakulären Manifestation benutzen würden.

Damit hätte es sein Bewenden haben können. Doch wir dachten an die Zukunft. Es musste alles getan werden, damit die beiden Gemeinschaften nicht in einem brüchigen Kompromissfrieden verharrten, der Hass und Verbitterung nur vorübergehend zurückhalten würde. Da hatte der Sekretär des Bürgermeisters eine Idee: «Könnte man nicht alle Einwanderergruppen und die ansässigen Engländer zu einem gemeinsamen Gebet für den Frieden in Indien, England und in Newcastle einladen?»

Ein jeder in seiner Sprache

Er rief den Dekan der Kathedrale an, der sich freudig bereit erklärte, die Feier zu eröffnen. Hindus und Sikhs waren einverstanden, letztere unter der Bedingung, dass keine Namen erwähnt würden, auch nicht derjenige Indira Gandhis. Dem stimmten die Hindus zu. Die Feier verlangte eine minutiöse Vorbereitung, denn die Sikhs befürchteten, das eine oder andere der laut gesprochenen Gebete könnte die Gemüter erhitzen. So wurde beschlossen, dass jeder beim Betreten der Kathedrale eine Kerze erhalten solle, die er entzünden und in einen abgegrenzten Sandplatz stecken könne, bevor er ein *stilles Gebet* für den Frieden verrichte.

Alle einigten sich auf den Text des Gebets, das von den Vertretern der anwesenden Volksgruppen laut vorgelesen werden sollte – von jedem in seiner Sprache.

Als der Tag der Feier gekommen war, verlief alles in grösster Andacht. Die Wortführer der Gemeinschaften lasen den gemeinsam erarbeiteten Text – von hebräisch bis chinesisches und natürlich in den indischen Sprachen. Am Ausgang erlebte man, dass sich Sikhs und Hindus die Hand gaben.

So hat eine fieberhafte Woche der Angst die Bande zwischen den verschiedenen Gruppen vielleicht noch verstärkt, anstatt sie zu zerschneiden.

– CAUX 1985 – Agenda der Sommerkonferenzen

13.–14. Juli	Eröffnung – Hoffnung in einer Welt der Spannungen
13.–20. Juli	Forum der jungen Generation
19.–21. Juli	Tagung der medizinischen Berufe
25. Juli–2. August	Familienkonferenz
3.–4. August	Sondertagung über Familienpolitik
7.–14. August	Asien, Nord-, Mittel- und Südamerika im Gespräch mit Europa
17.–25. August	Konferenz für Afrika
27. August–1. September	Mensch und Wirtschaft

Kardinal Dr. Franz König, Erzbischof von Wien, sprach am 13. November 1984 im Westminster-Theater, dem Zentrum der Moralischen Aufrüstung in London. Kardinal König war 1964 zu Vorlesungen an die Al-Azhar-Universität Kairo, dem anerkannten intellektuellen Zentrum der islamischen Welt, eingeladen worden. 1965 bis 1980 war er Präsident des «Sekretariats für die nichtgläubige Welt» beim Vatikan. Kürzlich war er in China und hat wiederholt mehrere osteuropäische Staaten besucht.

Wir berichteten in der Dezemberausgabe 1984 der «Caux-Information» über den zehntägigen Grossbritannienbesuch Kardinal Königs und bringen hier – wie angekündigt – Auszüge aus seiner Ansprache im Westminster-Theater.

Solche Eindrücke aus Osteuropa können nur persönlich und bruchstückhaft sein, weshalb ich mich auf die Gebiete Menschenrechte und Religionsfreiheit beschränken werde.

Am 18. Oktober dieses Jahres veröffentlichte das offizielle sowjetische Parteiorgan «Prawda» einen auf einer soziologischen Studie beruhenden Leitartikel, demzufolge ein ansehnlicher Teil der Sowjetbevölkerung immer noch religiös sein soll. Die Zeitung kommt zum Schluss, dass diese Erscheinung der Gleichgültigkeit und mangelnden Wachsamkeit gewisser Schulen und Gewerkschaften zuzuschreiben sei – dass Schulen und Gewerkschaften dem Kampf gegen die Religion in ihrer erzieherischen Arbeit zuwenig Gewicht beigemessen hätten. Die Kirche, heisst es weiter, habe sich dies zunutze gemacht und «junge Menschen in ihre Netze gezogen». Der Artikel unterstreicht auch die Notwendigkeit einer verstärkten Propaganda für wissenschaftlichen Materialismus und Atheismus. Eine weitere Behauptung im gleichen Artikel ist ebenfalls erwähnenswert: Der imperialistische Westen – also die nichtkommunistische Welt – würde die Religion als Waffe gegen den Kommunismus einsetzen.

Diese Verlautbarungen in der «Prawda» sind ein Zeichen dafür, dass die ständigen Hinweise des Westens auf das Fehlen religiöser Freiheit

Auf solche Widersprüche hinzuweisen – ohne Hass oder politische Propaganda – ist nicht nur Pflicht der Christen, es geht alle an, die in die Zukunft blicken.

und auf die religiöse Intoleranz im marxistischen und besonders im sowjetischen Einflussbereich als ausserordentlich irritierend empfunden werden. Das führt zum Eingeständnis eines wunden Punktes, nämlich dass ein atheistischer Staat, eine offizielle «kommunistische Weltbewegung» zugibt, dass die Religion nicht einfach ausstirbt, wie sie dies nach marxistisch-leninistischer Theorie eigentlich tun sollte, sondern dass tatsächlich das Gegenteil der Fall ist. Dies führt uns zu den folgenden Fragen, zu denen ich mich kurz äussern möchte:

1. Findet in Russland und auch in anderen osteuropäischen Ländern eine geistige Erweckung statt?
2. Dürfen wir annehmen, dass die religionsfeindliche Haltung in den marxistischen Staaten neu überdacht wird?
3. Ist Intoleranz gegenüber Religion in marxistischen Staaten ein nationales oder ein internationales Problem?

Zuerst aber ein paar Vorbemerkungen. Als katholischer Christ habe ich nicht die Absicht, das Thema der Religionsfreiheit im Zusammenhang mit der Menschenrechtsfrage als «Waffe gegen den Kommunismus» zu gebrauchen, wie sich die «Prawda» ausdrückt. Ich empfinde aufrichtige Wertschätzung für das russische Volk, dessen Sprache mir auch recht geläufig ist. Ich bewundere das grosse literarische Schaffen in der russischen Geschichte bis zum heutigen Tag, das zum grössten Teil im orthodoxen Christentum verwurzelt ist. Zutiefst aber bedauere ich die Feindseligkeit der kommunistischen Ideologie der Religion gegenüber...

...Während in der Sowjetunion in den Schulen jede religiöse Erziehung verboten ist, gilt die Einführung in die Grundsätze des «wissenschaftlichen Atheismus» in allen Schulen als Pflichtfach...

...Atheismus gab es schon immer und wird es immer geben... Der in der westlichen Welt praktizierte Atheismus könnte am Ende dem

Eindrücke aus

Menschenrechte und religiöse Freiheit

Überleben des Christentums gefährlicher werden als der militante Atheismus der kommunistischen Welt...

Zurück zur ersten Frage: Gibt es heute nicht auch sichtbare Anzeichen einer religiösen Erstarkung und Belebung in Russland und in andern marxistischen Staaten?

Laut offizieller Theorie ist die Religion in der Sowjetunion jetzt schon seit 70 Jahren dem Untergang geweiht. Aber ausgerechnet in der Sowjetunion, der geschichtlichen Wiege der kommunistischen Bewegung, ist eine geistige Renaissance im Gange, die sich auf eine echte religiöse Neuorientierung führender Persönlichkeiten in kleinen Gruppen stützt. Auf diese Erscheinung scheint der oben erwähnte «Prawda»-Artikel Bezug zu nehmen. Es bestehen Anhaltspunkte dafür, dass diese geistige Renaissance (die ihren konkreten Ausdruck in der Samisdat-Literatur gefunden hat) mit der kulturellen Erneuerung um die Jahrhundertwende in Verbindung steht, als Solowjew, Berdjajew, Bulgakow und andere die Grundlagen einer neuen Lebensphilosophie schufen, die auf dem Glauben an Christus beruht. Im weiteren stellt die Tatsache, dass Religion nach 70 Jahren atheistischer Propaganda und Verfolgung weiterhin existiert, die marxistisch-leninistische Theorie ernstlich in Frage. Dazu kommen die von osteuropäischen Soziologen in Polen, Jugoslawien und Ungarn ausgedrückten Zweifel, ob der marxistische Sozialismus die Menschen wirklich von jeder Form der Entfremdung befreit... Eine wachsende Zahl von Schülern und Studenten entdeckt die transzendierenden Eigenschaften der jüdischen und christlichen Religion.

Für die Christen sind vor allem die folgenden Punkte bezeichnend: Sie sind zu einem persönlichen Glauben an Christus, den Herrn, gekommen und zu der Erkenntnis, dass zwischen einem Christen und einem Kommunisten ein scharfer Kontrast besteht. Der sogenannte wissenschaftliche Materialismus versagt vor den Realitäten des Lebens. So entsteht eine Sehnsucht nach dem starken Gemeinschaftserlebnis, wie man es in christlichen Gemeinschaften findet... Viele sehnen sich danach, die Bibel zu kennen, doch ist es schwierig, eine solche zu bekommen oder auch nur zu lesen...

Und nun zur zweiten Frage: Wird in kommunistischen Ländern die gegen die Religion gerichtete Politik revidiert?

Eine solche Haltungsänderung scheint aus folgenden Gründen möglich: Der eingangs erwähnte Artikel der «Prawda» zeigt, dass selbst in der Sowjetunion die Religion nicht nur weiterhin lebendig ist, sondern auch von zahlreichen Jugendlichen neu ergriffen wird – von Jugendlichen, die in der Schule alle im «wissenschaftlichen Atheismus» unterrichtet wurden. Die Zeitung kommentiert die Tatsache, dass die Jugend sich vermehrt für die Kirche interessiert und dass eine wach-

Die Christen im Osten sehnen sich nach Einigkeit mit denen im Westen. Wir haben kein Recht, sie zu enttäuschen.

sende Zahl junger Menschen vom katholischen und dem islamischen Glauben erfasst wird. Diese Entwicklung kann auf die Dauer vom Staat nicht einfach ignoriert werden. Die öffentliche Meinung der Welt – der imperialistischen Welt, wie es in den kommunistischen Ländern heisst – sieht in der persönlichen Entscheidung für den Glauben und im öffentlichen Bekenntnis dazu ein grundlegendes Recht. Ein Staat, der ein solches Recht dauernd verletzt... verliert an internationalem Ansehen... Diese Politik ruft nach Änderung...

So gibt es viele Gründe, eine Revision der kommunistischen Religionspolitik zu erwarten – sogar im eigenen Interesse der marxistischen Staaten.

Andere Gründe wiederum sprechen dafür, dass eine solche Revision in nächster Zeit nicht zu erwarten ist, obwohl die Schwierigkeiten

is Osteuropa

Freiheit in den osteuropäischen Ländern

innerhalb der marxistischen Ideologie zunehmen. Der russische Dissident und Philosoph Sinowjew weist in seinem letzten Buch «Lichte Zukunft» zu Recht darauf hin, dass ein kommunistisches Regime sein politisches System nicht einfach wegwerfen kann, ohne das eigene Land ins Chaos zu führen...

Und nun zur dritten Frage: Ist das Religionsverbot, die Intoleranz der Religion gegenüber, ein Problem, das sich auf einen bestimmten Staat beschränkt, oder wirkt es sich auf internationaler Ebene aus und auch auf uns alle?

Meiner Meinung nach sind die Auswirkungen nicht auf einen bestimmten Staat beschränkt. Die Fragen nach Bedeutung und Sinn des Lebens kann jeder einzelne nur für sich selbst beantworten. Dies ist Teil der Würde und Freiheit des Menschen, grundlegendes Recht eines jeden. Dieses Recht steht über allen Forderungen des Staates und gilt über alle Grenzen hinweg. In den persönlichen Freiraum



Kardinal König in London

eingreifen bedeutet Verletzung der menschlichen Existenz. Und dies wirkt sich auf uns alle aus, wenn wir schon von einer europäischen Gemeinschaft sprechen, denn diese umfasst mehr als nur gerade Westeuropa. In den Vereinbarungen von Helsinki sahen sich die SR und andere marxistische Staaten als Teil einer erweiterten europäischen Gemeinschaft. Eine solche Gemeinschaft kann aber nicht verwirklicht werden, wenn die oben erwähnten Menschenrechte nicht gewährt werden. Immer wieder wird erklärt, in kommunistischen Ländern und in deren Verfassungen gebe es Raum für Gewissensfreiheit. Dies trifft auch zu. Die marxistischen Staaten haben denn auch in der Schlussakte von Helsinki den Abkommen zugestimmt. Was aber zählt, ist nicht der Text, sondern seine Auslegung und Anwendung. Was soll man sagen, wenn jede religiöse Diskussion ausserhalb der Kirche und jedes öffentliche religiöse Zeugnis sogleich als Verstoß gegen die offizielle atheistische Propaganda betrachtet und als Gesetzesübertretung bestraft wird? Viele Menschen (zum Glück nicht alle) werden als Staatsfeinde in eines der vielen Arbeitslager geschickt oder in jüngerer Zeit in psychiatrische Kliniken gesteckt – nicht weil sie religiös sind, sondern weil sie das Gesetz übertreten haben... Auf solche Widersprüche hinzuweisen – ohne Hass oder politische Propaganda – ist nicht nur die Pflicht des Christen in der westlichen Welt, sondern sollte auch alle Regierungen und Männer und Frauen in allen Ländern einbeziehen. Es geht alle an, die in die Zukunft blicken.

Unglücklicherweise besteht da noch ein weiteres Problem: Die Begriffe «Religionsfreiheit» und «Menschenrechte» haben in den kommunistischen Ländern eine andere Bedeutung, denn dort bestimmt der Staat selber, welche Rechte seine Bürger haben. Diese Rechte bestehen nicht autonom. «Religionsfreiheit» bedeutet in mar-

xistischen Staaten, dass die Freiheit der antireligiösen Erziehung mittels atheistischer Propaganda nicht behindert werden darf. Ob dies geschieht, entscheidet allein der Staat. «Menschenrechte» werden nur soweit anerkannt, als sie zu der sozialen Ordnung des dialektischen Materialismus und seiner säkularisierten messianischen Schau der Zukunft als eigentliches Paradies nicht in Widerspruch stehen. Somit hat der Begriff «Menschenrechte» eine völlig andere Bedeutung. Dieses sprachliche, durch verschiedene Ideologien begründete Problem ist daher Wurzel von Widersprüchen in einem zukünftigen Europa...

Arbeit für den Frieden

Ich werde nun versuchen, praktische Folgerungen zu ziehen, um zu sehen, ob Grund zur Hoffnung auf echte Fortschritte besteht.

Hier sehe ich zum Beispiel eine Herausforderung für die Freunde von Caux, dem internationalen Konferenzzentrum der Moralischen Aufrüstung, die hier anwesend sind...

...Für Christen kann es keinen «unversöhnlichen Kampf» zwischen den grossen Lagern im Osten und Westen Europas geben. Ich bin überzeugt, dass mit der Schlussakte von Helsinki wichtige Vorarbeit geleistet wurde auf ein erweitertes, friedliches Europa hin...

Die Christen im Osten sehnen sich nach Einigkeit mit denen im Westen. Dies könnte eine ungeheure versöhnende Kraft werden, welche nicht nur «Berge versetzt», sondern Achtung und Liebe auch gegenüber dem ideologischen Gegner ermöglicht. Wir haben kein Recht, die Christen im Osten zu enttäuschen... Wir sind egoistisch und selbstzufrieden geworden und dulden in unseren Ländern Gewalt und jede Art moralischen Übels. Die Freizügigkeit in unseren Ländern hat zu sexueller Zügellosigkeit, freien Abtreibungen und vielem mehr geführt. Viele wissen in ihrem Innersten, dass dies nicht christlichen Massstäben entspricht... Die Christen im Osten sind bessere Christen. Sie können mit ihrem Beispiel den «müden» permissiven Westen bekehren... Ich wende mich an die junge Generation hier: soziale Strukturen müssen verbessert werden, doch geht es vor allem um die Bedürfnisse des menschlichen Herzens... Wir müssen zu diesen Ländern eine geistige Beziehung schaffen – ohne Hass, vielmehr mit Liebe und Wertschätzung für jene Völker und ihre Kulturen...

... Die religiösen Kräfte der Versöhnung und des Friedens sind stärker als ihre negativen Gegenspieler... Moralische Aufrüstung verhilft allen, die für die zukünftigen internationalen Beziehungen verantwortlich sind, zur Einsicht, dass die grundlegende ideologische Auseinandersetzung zwischen Glauben und Atheismus stattfindet. In dieser Auseinandersetzung sind auch viele Ungläubige eigentlich Suchende. Die Trennlinie verläuft nicht primär zwischen Systemen, politischen Parteien oder Nationen – und sicher nicht zwischen Klassen. Die Trennlinie verläuft zwischen denen, die für Gott sind, und denen, die gegen Gott sind. Diese Linie geht durch jedes menschliche

Die Trennlinie verläuft nicht primär zwischen Systemen... sie geht durch jedes menschliche Herz, jeden Tag.

Herz – jeden Tag. Es geht in der Tat um eine tägliche Entscheidung zwischen Gott und dem Mammon, zwischen den Wegen des Himmels und jenen der Erde: Tun wir das, von dem wir in unserem Herzen wissen, dass es das Rechte ist, und widerstehen wir dem, das wir als falsch erkennen. In diesem Kampf gibt es keine Neutralität. Ob wir es wissen oder nicht, arbeiten wir entweder mit Gott oder gegen ihn. Und er, in seiner Gnade, braucht uns alle als seine willigen Werkzeuge für die Gestaltung der neuen Weltgesellschaft, des Reiches Gottes auf Erden.

Lasst uns miteinander beten. Glauben wir an Gott, so können wir ihn bitten, uns zu leiten. Glauben wir nicht, können wir trotzdem beten, selbst wenn wir hinzufügen: «Vergib meinen Unglauben!» Gott hört uns, wenn wir zu ihm sagen: «Rede, Herr, denn dein Knecht hört!»

(Aus dem Englischen übertragen von René Jacot)

Drei Monate als Gastdozent

Für uns Europäer ist China immer noch voller Geheimnisse. Die gewaltige Ausdehnung dieses Landes, sein starkes Regime, die als Schranke wirkende Sprache, die Erinnerung an das Wüten der Roten Garden: all dies löst bei jedem, der einen Aufenthalt in China ins Auge fasst, widersprüchliche Gefühle der Angst und Faszination aus. Heute werden die Kontakte allerdings immer intensiver. Die Chinesen öffnen sich der übrigen Welt, während sie gleichzeitig ihre wahren Wurzeln neu entdecken. Qu-Fu, der Geburtsort des Konfuzius, wird restauriert und übt eine neue Anziehungskraft auf die Bevölkerung aus. Dies gilt auch für mehrere andere heilige Stätten des Buddhismus und Taoismus. Touristenattraktionen oder Wallfahrtsorte?

Professor Stauffacher bestreitet nicht, dass auch er anfänglich von Neugierde getrieben wurde: Einer seiner ehemaligen Studenten war nach Sian gegangen, um dort Linguistik zu dozieren. Von ihm kam die Anregung, einen Studentenaustausch zwischen der Universität Lausanne und dem Sprachinstitut der Stadt Sian in die Wege zu leiten. So kam eine Vereinbarung zwischen den beiden Hochschulen zustande, die den gegenseitigen Austausch eines Studenten pro Jahr vorsieht.

Damals war Professor Stauffacher Vizerektor der Universität Lausanne und hatte nach der vierjährigen Amtsdauer ein Studien- und Weiterbildungsjahr zugut. Er kam auf die Idee, den Studentenaustausch durch den Besuch eines Dozenten zu unterstützen. Frau Stauffacher schlug vor, ihren Mann zu begleiten. «Wir fuhren mit dem Wunsch, dort etwas beizutragen und gleichzeitig zu empfangen.»

Ohne Vorurteile

Befragt man das Ehepaar Stauffacher über seine Reise, so erhält man weder ein intellektuelles Elaborat noch eine soziopolitische Analyse. Sie reisten ohne Vorurteile nach China und lernten dort Menschen kennen, durch die sie etwas von der Seele dieses Volkes erfuhren. «Dass wir als Ehepaar gekommen waren, schien Vertrauen zu schaffen und darauf hinzudeuten, dass wir klare moralische Überzeugungen hatten.» So wurden sie auch öfters um Hilfe gebeten, wenn es um Familienangelegenheiten in Europa studierender junger Chinesen ging.

Während ihr Mann Vorlesungen über deutsche Literatur hielt, erteilte Frau Stauffacher Unterricht in französischer Konversation. «Wir sprachen über alles», erzählte sie. «Ich wollte von den jungen Mädchen wissen, was sie für Vorstellungen hatten über Familie und Ehe. Dann sagte ich ihnen, an welche Werte ich glaube. Niemand schien sich an der Tatsache, dass wir Christen sind, zu stossen.» Sie fand heraus, dass die Mädchen alle hoffen, einen Ehemann zu finden, der sich als echter Kamerad und Kollege erweist, während viele der jungen Männer noch die Ansicht vertreten, der Mann müsse die allesbestimmende Rolle spielen und die Frau habe sich unterzuordnen.

Die Mauer hat keinen Durchlass

Die Studentinnen zeigten ihr die Zimmer – beziehungsweise Schlafsäle –, in denen sich sechs oder sieben Nischen, mit bescheidenstem Komfort, aneinanderreihen. Das Ehepaar Stauffacher lud regelmässig Studenten und Professoren in die kleine 2-Zimmer-Wohnung ein, die man ihnen zugewiesen hatte.



Der Glockenturm in Sian (Xi-An), Hauptstadt der Provinz Schensi in Nordchina. Sian war mehrfach Kaiserresidenz, Hauptstadt des Chinesischen Reiches und im Altertum durch die Seidenstrasse mit Europa verbunden

«Jungen und Mädchen werden streng getrennt erzogen», berichten sie. «In Sian sah man sie gemeinsam Sport treiben, nicht aber in Kanton. Das Leben ist sehr strikte geregelt, und jedes Institut ist von Mauern umgeben.»

In Sian muss man zehn Minuten bis zum grossen Tor gehen, das um 23 Uhr geschlossen wird, wenn man das Universitätsareal verlassen will, denn die Mauer hat keinen andern Durchlass. Das Viertel der ausländischen Experten ist wiederum durch eine Mauer mit einem einzigen Tor vom übrigen Institut getrennt. Die Wachen an den Toren – häufig strickende Frauen – kümmern sich nicht darum, wer da ein- und ausgeht. Früher musste noch jeder einen Ausweis vorzeigen. «All diese Mauern überraschen. Es wäre aber falsch, sie dem Kommunismus zuzuschreiben. Es besteht in China einfach seit eh und je ein Bedürfnis nach Sicherheit. Man möchte sich abgrenzen, sich irgendwo verankern in diesem grenzenlos weiten Land mit der riesigen Bevölkerungsmasse.» Auch die Stadt Sian ist von einem Graben und einer 15 Meter hohen, 15 bis 20 Kilometer langen Ringmauer umgeben, ähnlich unseren Städten und Schlössern im Mittelalter.

Eine gewisse Frische

So spielte sich unser Leben innerhalb der Institute mit ihren Studenten, Lehrern und ausländischen Experten ab. Am Eingang werden auf einem kleinen freien Markt Früchte und Gemüse feilgeboten, welche die Bauern zum Tagespreis verkaufen, während in den staatlichen Geschäften des Instituts zu vorgeschriebenen Preisen das Nötigste angeboten wird, wie Taschentücher, Schreibwaren und Gebäck. Die Mittel der Studenten sind aber sehr bescheiden und die Gehälter der Professoren niedrig. Auch das Essen, das den Studenten verteilt wird, ist sehr ärmlich. Jeder holt sich seine Portion Reis mit ein paar Fleischstückchen darin und verzehrt sie draussen auf dem

Hof, weil die Mensa viel zu klein ist. Auf den staatlichen und freien Märkten der Stadt findet man so ziemlich alles, was man braucht – nur haben die meisten kein Geld, um etwas zu kaufen. «In China ist das Angebot reichlich, doch ist nicht viel Geld da, während in der Sowjetunion die Leute zwar mehr Geld haben, die Konsumgüter aber knapp sind», berichtet Professor Stauffacher, der wiederholt auch Gelegenheit hatte, Russland und andere osteuropäische Länder zu bereisen.

«Trotz aller Entbehrungen (vielleicht auch dank ihnen?) und gewiss auch als Folge strenger moralischer Normen strahlt die chinesische Jugend eine gewisse Frische aus, die jedem neu Ankommenden auffällt. Die jungen Leute um zwanzig herum sind nicht so schrecklich blasiert wie die Gleichaltrigen bei uns, die alles schon erlebt haben. Auf dem Heimweg, bei der Ankunft in Hongkong zuerst und dann in Zürich, war das Überangebot an Erotik ein Schock. Wir waren einfach nicht mehr daran gewöhnt.»

Frage: *Gibt es denn heute den «Neuen Menschen», den die chinesische Revolution der Menschheit versprochen hatte?*

Nein, überhaupt nicht. Wir haben im Gegenteil Menschen getroffen, die uns erstaunlich glichen. Wir haben auch die Hierarchisierung der Gesellschaft und die von den Herrschenden ausgeübte Macht verspürt und gesehen, welche Stellung die neuen Aristokraten einnehmen, die einen Verwandten haben, der bei Maos «Grossem Marsch» dabei war. All dies bewirkt bei den Studenten einen Wettlauf nach Empfehlungen und das Gegeneinanderauspielen von Beziehungen, um Stipendien oder einen Auslandsaufenthalt zu erreichen. Das gute Leben, das Hongkong und der Westen anbieten, lockt eben am meisten.

Frage: *Hat die Ideologie somit ausgespielt?*

Offiziell nicht, doch ist es wie beim Katechismus, den man herunterleiert. An ein oder zwei Nachmittagen pro Woche versammeln sich Studenten und Professoren zur ideologischen Schulung. Man weiss nicht, was dabei geschieht, aber ganz offensichtlich glauben die Studenten nicht mehr daran, obschon es neben den Noten für akademische Fächer und Sport auch eine für Ideologie gibt in ihren Zeugnissen. Man muss hier beifügen, dass man, einmal ins Institut aufgenommen, nicht durchfallen kann und dass jeder Student auf alle Fälle mit einem Diplom abschliesst. Während unseres ganzen Aufenthaltes bin ich keinem begegnet, der marxistisch argumentierte.

Frage: *Hat man also von China nichts mehr zu fürchten?*

China behält natürlich seine Bedeutung . . . , auch weil China eine Milliarde Einwohner hat. Was immer dort geschehen mag, es wird überall Auswirkungen haben. Ein neuer Aufruhr, wie der der Kulturrevolution, würde die ganze Welt erschüttern. Wir haben somit alle ein Interesse daran, dass sich China langsam entwickelt und dabei den Wert der Gewährung einer gewissen persönlichen Freiheit erkennt.

Frage: *Wäre eine neue Kulturrevolution tatsächlich möglich?*

Offiziell wird die Kulturrevolution als ein Übel dargestellt, und so hält niemand mit Kritik zurück. Viele Men-

schen haben unter ihr gelitten. Wir lernten einige Lehrer kennen, die man jahrelang in die Reisfelder zur Arbeit geschickt hatte und für die dieser Bruch mit ihrem vorherigen Leben verhängnisvoll war. Man glaubt zwar nicht an die Werte der Kulturrevolution, hat aber trotzdem Angst vor einem Wiederaufflammen des Terrors. Deswegen gehen auch die Jugendlichen möglichst keine Risiken ein und passen sich an, um nicht aufzufallen. In den Studien wirkt sich dies so aus, dass Linguistik und Grammatik bevorzugt werden, zum Nachteil der Literatur, mit der man sich eher kompromittieren könnte.

Haben Stauffachers einen Teil ihres Herzens in China gelassen? Wenn sie von ihren Erlebnissen erzählen, so geschieht dies mit einer gewissen Begeisterung, aber ohne Sentimentalität. Sie sind das Wagnis eingegangen, mit einem als unzugänglich geltenden Volk Bande der Freundschaft zu knüpfen. Es scheint gelungen zu sein, weil sie sich für die einzelnen Menschen interessierten: für den etwas verloren wirkenden westlichen Kollegen, der glaubte, er könne auf einer so weiten Reise sein inneres Elend zurücklassen, wie auch für Bürger und Bürgerinnen des riesengrossen Landes.



Das Ehepaar Stauffacher erzählt...

Wieder in Lausanne, laden sie dort studierende Chinesen in ihr Heim ein, wobei sie sich nicht nur für deren sprachliche Fortschritte interessieren, sondern für alle Aspekte des Lebens dieser jungen Menschen.

Auch hat Professor Stauffacher seinen Blick von China aus immer wieder nach Europa gerichtet, und als er dort von den vier aktuellen Modernisierungen hörte, die man offiziell durchsetzen wolle, fragte er sich, welche vier Modernisierungen sich Europa zum Programm erheben sollte. Hier in Stichworten die Punkte, die er sich für unseren Kontinent notierte:

1. Eine neue Disziplin bei der Arbeit und in der Ehe.
2. Das Teilen unserer Ressourcen mit den anderen Völkern.
3. Die Aufhebung aller Gettos, also dieser Gebiete, in die sich Menschen einschliessen oder in die sie eingeschlossen werden.
4. Die Schaffung einer wirtschaftlichen, finanziellen, politischen und geistigen Einheit aller europäischen Länder. Dies scheint mir ein vielleicht weitgestecktes, aber notwendiges Ziel einer Modernisierung zu sein.

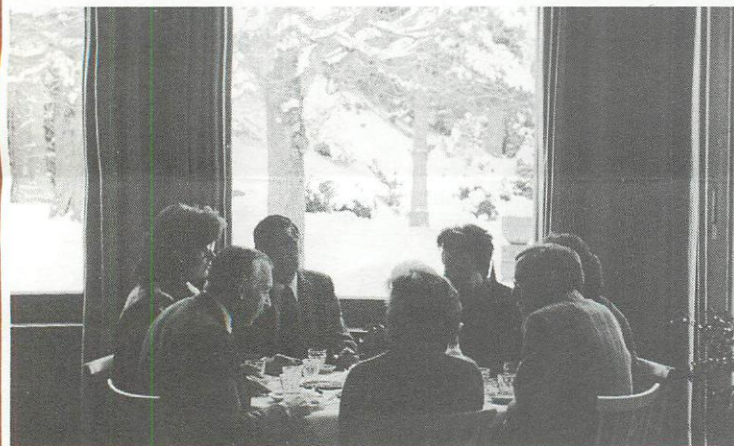
Einst Zitadelle der Südstaatler...

In Richmond, der Hauptstadt Virginias in den USA, wird eine neue glasgedeckte Fussgängerbrücke gebaut, die das von Schwarzen bewohnte Viertel mit dem Stadtteil, in dem sich die grossen Warenhäuser und Büros befinden, verbinden soll.

An einer Konferenz für Moralische Aufrüstung im November 1984 wurden auch Brücken zwischen den verschiedenen Gemeinschaften gebaut. Die Teilnehmer waren aus allen Stadtteilen gekommen; es waren darunter Führer der schwarzen Mehrheit Richmonds, wie auch Bewohner des exklusiven Villenviertels der Weissen im West End. Leute, die sich noch vor kurzem – bei den letzten Wahlen – als Gegner gegenüberstanden hatten, begrüßten sich herzlich.

Viele kamen aber auch aus andern Staaten der USA und aus acht Ländern, so dass sich schliesslich 250 Menschen zusammenfanden. Vieles hat sich verändert seit der Zeit des Bürgerkrieges, als Richmond die Hauptstadt der Föderation der Südstaaten war. 1977 ist erstmals ein schwarzer Bürgermeister gewählt worden, und im Stadtrat stellen die Schwarzen die Mehrheit. Auch unter den 225 000 Einwohnern sind die Schwarzen leicht in der Überzahl. Die wirt-

In Caux war die umliegende Natur während der Tagung zum Jahreswechsel in ihr winterlichstes Kleid gehüllt. Familien aus Italien, Nordirland und Holland, junge Deutsche und Schweizer sowie Franzosen und ihre Mitbewohner aus Nord- und Westafrika waren unter den Teilnehmern.



Kazuo Chiba, der japanische Botschafter bei den Vereinten Nationen in Genf, erinnerte die Anwesenden daran, dass von Europa heute und in Zukunft viel erwartet werde: «In Ihrer Geschichte hatten Sie die einzigartige Gelegenheit, eine Zivilisation zu schaffen, in der das Geistige und das Religiöse einerseits mit dem Technischen und dem Materiellen andererseits verbunden werden... Sie können weiterhin unsere Lehrmeister sein, nicht mit einer überheblichen Haltung, sondern im Sinne eines Vermittlers.»



In Frankreich ansässige Senegalesen und Guineer bieten ein selbstgekochtes, einheimisches Gericht an.

schaffliche Entwicklung ist beeindruckend; die Arbeitslosigkeit liegt unter dem Landesdurchschnitt, ist aber unter den jungen Schwarzen besonders hoch.

In der Einladung war zu lesen: «Viele rufen nach Einigkeit. Echte Einigkeit entsteht aber nur, wenn wir eine grosse Aufgabe finden, welche die verschiedensten Talente aller Glieder der Gemeinschaft beansprucht. Menschen, die frei geworden sind von Selbstsucht, Angst und Verbitterung, werden die Art von Brückenbauern sein, die Richmond und die Welt brauchen.»

Im täglichen Leben...

Die Tage brachten eine solche Fülle von erstaunlichen Erlebnissen, Einsichten und Erfahrungen, dass es sehr schwer ist, eine Auswahl zu treffen:

Da war zum Beispiel Al Smith, der Vorsitzende des Ausschusses für Gemeinschaftsbeziehungen. Er war 1983 nach sechzehn Jahren Abwesenheit in die Stadt zurückgekehrt und stellt nun erstaunt fest, wieviel sich verändert hatte: «Es gibt heute eigentlich kein Quartier mehr, in dem sich nicht auch ein Jude oder ein Schwarzer wohl fühlen könnte. Ich bin in einem schwarzen Quartier aufgewachsen. Ich lebe dort 50 Prozent Weisse. Nie hätte ich gedacht, dass die einmal zu uns kommen würden. Mein Grossvater bedeckte sich jeweils die Augen, wenn ein Weisser in unseren Wagen schaute – so tief ging die Verbitterung. Um die Spannungen in unserer Stadt und im Land lösen zu können, muss unsere Einstellung die folgende werden: «Es kommt nicht darauf an, ob einer weiss oder schwarz, sondern ob er menschlich aussieht!»»

Der durch sein Arbeitsbeschaffungsprogramm für mehr als eine halbe Million Jugendlicher bekannte Leon Sullivan warnte vor der Gefahr einer wachsenden Armut in vielen Städten und fuhr fort: «Ich weiss, dass «black power» und ebenso «white power» die Probleme nicht lösen werden. Aber schwarze und weisse Kraft, zusammen mit Gottes mächtiger Kraft, werden es tun. Darum bin ich dankbar für Moralische Aufrüstung und für das, was sie tut, um die Welt zu einigen. Wir alle müssen aufhören, Liebe und Brüderlichkeit nur zu predigen, und in Beispiele täglichen Lebens übersetzen, was Brüderlichkeit konkret bedeutet.»

How Todd, Städteplaner in Richmond, führte aus: «Wir können nicht nur Häuser, Brücken und Strassen bauen, wir müssen Menschen innerlich aufbauen, anstatt sie durch Kritik zu zerstören... Ich bin die erste, der diese Art Änderung braucht.» Seine Frau ist Geographielehrerin. Sie fügte bei: «Ich habe mit vielen intelligenten Menschen zusammengearbeitet, habe aber erfahren, dass selbst sehr begabte und hochintelligente Menschen nicht miteinander auskommen. Diese Tagung kann bessere Beziehungen und grösseres gegenseitiges Verständnis bewirken.»

«Bitte reichen Sie mir das Salz»

Pfarrer John Coleman, der das Peter-Paul-Entwicklungszentrum im Schwarzenviertel leitet, sagte: «Die Weissen handeln häufig aus sozialem Unbehagen und aus Schuldgefühlen heraus; die Schwarzen sind voller Bitterkeit. Dies sind beides negative Kräfte. Wir brauchen die dritte Kraft – die Kraft und das Wirken Gottes. Etwas vom Bedeutungsvollsten, das Christus getan hat, ist, dass er mit anderen Menschen das Brot brach. Darin liegt eine wunderbare Wirkung. Denn, wenn man einem Menschen beim gemeinsamen Essen gegenüber sitzt – auch wenn man ihn nicht ausstehen kann –, so kann man ihm nicht böse sein und ihn gleichzeitig bitten, das Salz herüberzureichen!»

Zu Beginn der Tagung hatte der Rektor der Bischofskirche St. Paul gebetet, die Tagung möge dazu beitragen, aus Richmond eine «Stadt Gottes» zu machen. Man hatte das Gefühl, dass etwas in dieser Richtung geschehen war und dass viele Menschenleben in diesen Tagen berührt wurden.